

der außerordentlichen Vollversammlung der Bischofssynode (vgl. ds. Heft S. 515 und S. 522) in irgendeiner Form zur Sprache. Es ist ohnehin seltsam, daß mit einer Sache, die doch mindestens in den Wirkungen die Gesamtkirche angeht, nicht die Bischofssynode als Vertretung des Gesamtepiskopats befaßt wird, sondern statt dessen ein weitgehend personengleiches Gremium unmittelbar vor deren Zusammentritt beraten muß. ^{se}

Deutlich?

Der Bischof von Fulda würde sich gewiß gerne – das hat er mit manchen ebenso prominenten wie umstrittenen Politikern gemeinsam – als Mitglied des Vereins der Freunde der deutlichen Aussprache bezeichnen lassen. Seit Erzbischof *Johannes Dyba* aus dem Dienst der päpstlichen Diplomatie ausgeschieden ist und Bischof im traditionsreichen Fulda wurde, lassen viele seiner Äußerungen vermuten, er sehe in seiner diplomatischen Vergangenheit einen auszulöschenden Makel. Nicht die Diskretion, die Nuance, das sorgfältige Abwägen, die (geistliche und weltliche) Klugheit sind seine Sache, sondern die Konfrontation, die drastische Sprache, der Schwarz-Weiß-Kontrast, das harte Urteilen. Das könnte erfrischend sein, wenn der *Stil* nicht ein ebenso grobgeschnittenes Bild von Glaube und Kirche widerspiegeln würde: In der Schlußpredigt bei der diesjährigen Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz hat es sich deutlich gezeigt.

„Und so stehen wir nun mitten in der geistigen Auseinandersetzung unserer Zeit“, beschrieb Bischof Dyba die Lage des Episkopats und der Gläubigen. In dieser Auseinandersetzung bestehen nach seiner Meinung vor allem zwei Gefahren: das sich „das Volk zu wenig um seine Hirten sammelt und zu ihnen steht“ und daß die politische Theologie „Gemüter und Begriffe verwirrt, indem sie die Kirche als Institu-

tion der Gesellschaftskritik, die Basis als Offenbarungsquelle, die Neulektüre der Bibel, die Umschreibung der Theologie, marxistische Analyse und hermeneutische Experimente aller Art propagiert“.

Für die Gefährlichkeit der Zeiten, „in denen man die Autorität und Vollmacht der von Gott eingesetzten Hirten und Lehrer in Frage stellt“, beschwor Dyba das Schicksal der Rotte Korachs, die nach der Erzählung im Buche Numeri vom Erdboden verschluckt wurde. Ganz so drastisch, meine der Bischof, würden ja derartige Auseinandersetzungen heute nicht mehr beendet; aber es sei – so die überraschende Schlußfolgerung – „doch interessant, feststellen zu können, daß sich die als neueste Sichtweisen kritischer Systemforscher vorgebrachten Ideen immer wieder als Aufgüsse längst überwundener Irrlehren vergangener Jahrhunderte entpuppen“.

Beide Gefahren – die Infragestellung der Hirten durch das Volk und die politische Theologie – sah Dyba zwangsläufig eng verbunden. „Wie kommt es dann, daß heute vielfach Volk Gottes und Hierarchie gegeneinander ausgespielt werden, ja daß Hierarchie geradezu als Schimpfwort verwendet wird und ihre Mitglieder als Klassengegner angefeindet werden?“ So wenig zutreffend in dieser Frage die Situation jedenfalls in der Bundesrepublik beschrieben ist, so eindeutig wird die Ursache namhaft gemacht: Die politische Theologie, die in ihrem Kern – so hieß es in der Predigt in ungerechter Verzerrung, aber dafür wiederum überaus deutlich – „zutiefst unchristlich“ ist, „weil sie das eigentliche Wagnis scheut, auf die radikale Herausforderung dessen nicht eingeht, der da sagt: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, dann wird auch alles andere dazugegeben‘ (Matth 6, 33)“.

Dem Befund entsprechen Prognose und Therapie: Der „ganze politisch-theologische Spuk“ werde „demnächst vergessen sein“; und wir brauchen „ein Volk Gottes, das sich wieder um seine Hirten sammelt und zu ihnen steht“. Der politisch aufmerksame Zeitge-

nosse meint, einen angeschlagenen Politiker zu hören, der mit einer Donnerrede seine unzufriedenen Parteifreunde zur Geschlossenheit mahnen will, und nicht einen Bischof, der ja nicht nur „über“ und „vor“ dem Volk ist, sondern auch als Bruder mit und im Volk Gottes „unter dem einen Herrn“. Bei seiner geistlichen Philippika scheint der Fuldaer Bischof zu wenig daran gedacht zu haben, daß Zeichen von Autorität nicht ist, die Dinge – wie man so sagt – einmal richtig beim Namen zu nennen, sondern sie bei ihrem richtigen Namen zu nennen. ^{ko}

Unübersichtlich

Im Grunde besteht kein Anlaß zur Aufregung darüber, daß sich elf mit der bisherigen Arbeit der „Katholischen Jungen Gemeinde“ (KJG) – vor allem wegen ihrer politischen Ausrichtung – unzufriedene Pfarrgruppen im Bistum Speyer von ihrem Verband losgesagt und als „Junge Kirche Speyer“ selbständig gemacht haben. Wer innerhalb der Vielzahl von kirchlichen Jugendverbänden für eine stärkere Profilierung auch im Sinne gesellschaftlich-politischer Optionen votiert, darf sich nicht wundern, wenn sich dementsprechend verschiedene Richtungen und Wege ausdifferenzieren. Die seit einiger Zeit zu beobachtenden *Gegenründungen von Jugendgruppen und -verbänden* mit einer politisch eher betont konservativen und/oder spirituellen Ausrichtung sind nichts anderes als Reparaturmaßnahmen an einem Jugendverbandswesen, das heutigen Unterscheidungsbedürfnissen offensichtlich nur mehr ungenügend gerecht wird.

Sich in diesem Sinn darauf beschränken zu sagen: Warten wir es ab, wer sich auf die Dauer wird halten können, die Aussteiger von heute oder die Verbände von gestern, reicht jedoch nicht aus. Jugendverbände können heute ja keineswegs aus dem vollen

erschöpfen. Das (Jugend-)Verbandswesen als Ganzes befindet sich in einer Krise. Der Ruf nach neuen Organisationsformen ist eine Antwort darauf, daß Jugendliche abwandern zu anderen Gruppen bzw. Gruppen überhaupt meiden. Weitere Abspaltungen auf Bundes- oder Diözesanebene können von daher die ohnehin geringer gewordene Masse nur noch weiter aufsplitteln, die kleiner werdenden Verbände nur weiter schwächen. Wir brauchen zwar durchaus andere Verbände, aber keineswegs mehr, sondern eher weniger, die wenigen dann aber mit einem unterscheidbareren Profil. Um dies zu erreichen, bräuchte man eher integrativ wirkende Kräfte, die innerhalb der je verschiedenen und sich verstärkt profilierenden Verbände die „Basis“ zusammenzuhalten vermögen.

Es ist nun aber nicht so, als deute sich mit dem Schritt von Speyer eine allgemeine Entwicklung an. Dafür sind die Verbände auf Diözesanebene in sich schon zu uneinheitlich. Dafür ist die Lage insgesamt auch zu unübersichtlich.

Wie wenig klar die Richtung ist, in die es bei der Jugendarbeit in den Bistümern geht, zeigte auch eine Veränderung in der Diözese *Augsburg* von diesem Frühjahr. Dort stärkte man den kirchenamtlichen Teil der Jugendarbeit, versteht nunmehr die verbandliche Arbeit nur als *einen* Träger kirchlicher Jugendarbeit neben anderen, bestreitet den Verbänden ausdrücklich eine „Alleinzuständigkeit“ und – was das Entscheidende ist – unterscheidet zwischen den Aufgaben einer kirchenamtlichen Säule, nämlich „Verkündigung“, „Weitergabe des Glaubens“, „Leben in und mit der Kirche“, und denen der verbandlichen Säule, die „im Auftrag aller Gläubigen zum Zeugnis in der Welt“ gründen soll. Auf dem Papier sorgt dies für eine *klare Abgrenzung von Heils- und Weltdienst*: Wo Laien legitimerweise unterschiedlicher Meinung sein können, da mögen sich die alten und möglicherweise auch neuen Verbände tummeln, die Zuständigkeit für die „eigentliche“ Verkündigung zieht jedoch das kirchliche Amt an sich. Im Ver-

gleich dazu: In der Diözese Speyer begrüßte man die Neugründung der „Jungen Kirche“ mit dem Hinweis, hier sehe ein Jugendverband als Schwerpunkt seiner Arbeit die Evangelisation der Jugendlichen.

Die Augsburger „Versäulung“ der kirchlichen Jugendarbeit mutet deshalb so befremdlich an, weil gerade in der Diskussion um die Arbeit der Jugendverbände in den letzten Jahren deutlich geworden ist, daß man nicht einfach diakonische und Verkündigungs-Arbeit voneinander trennen kann, daß diese vielmehr ineinander verwoben sind, ohne deswegen ununterscheidbar zu sein. Wie will man von den Jugendverbänden eine im weiteren Sinn katechetische Aufgabe einklagen, wenn man sie auf so dezidierte Weise aus der Verkündigung herauszuhalten bemüht ist? nt

Rückzug

Eine Überraschung war es nicht, von den in Fulda zu ihrer Herbstvollversammlung zusammengekommenen Bischöfen zu hören, daß man sich aus dem *Ludwigshafener Kabelpilotprojekt* zurückziehen wolle und die Mitarbeit an einem weiteren Neuen Medium, dem *Bildschirmtext (Btx)*, auf die Dauer geringer ausfallen solle als bisher. Daß man mit den Ergebnissen der Arbeit in Ludwigshafen nicht zufrieden ist, war bekannt. Auch die Meinungen über Sinn und Zweck des Einsatzes für Bildschirmtext waren durchaus geteilt.

Im Fall Ludwigshafen bedeutet dies, daß das eigens für die Mitarbeit am Kabelpilotprojekt eingerichtete Fernsehstudio zukünftig als ein reines Trainingsstudio genutzt werden wird. (Daß in dem Zusammenhang vielfach zu lesen war, dort sollten beispielsweise Bischöfe für das Fernsehen geschult werden, könnte entweder an einer notorischen katholischen Fiktion auf das kirchliche Amt liegen

oder aber daran, daß man bei den Bischöfen einen besonderen Bedarf in dieser Hinsicht ausgemacht zu haben glaubt.) Beim Bildschirmtext wird zukünftig ganz den einzelnen Diözesen überlassen bleiben zu entscheiden, in welchem Umfang sie sich je nach den örtlichen Gegebenheiten daran beteiligen werden oder nicht.

Natürlich können nun manche sagen, sie hätten es von Anfang an gewußt, daß die kirchlichen Pläne für die Mitarbeit bei den Neuen Medien allzu optimistisch ausgefallen waren. Nachher ist man allemal klüger. Und dennoch: Vergleicht man die *hohen Erwartungen*, die recht lange an diese beiden neuen Kommunikationswege und deren Verwendungsmöglichkeiten für kirchliche und soziale Zwecke gestellt wurden, mit der nun vollzogenen sang- und klanglosen Verabschiedung, dann fragt man sich unweigerlich, wie man sich den Blick auf mögliche Schwierigkeiten und vorhersehbare Grenzen durch einen seltsam anmutenden Medienenthusiasmus so hat verstellen können.

Woran hat es nun gelegen? Die Arbeit in Ludwigshafen stand und fiel mit der Möglichkeit, *Nahraumkommunikation per Kabel* erproben zu können. Dafür aber fehlt bis heute die ausreichende Verkabelung. Neben einer Reihe von konzeptionellen und personellen Schwierigkeiten dürfte aber auch gerade der spezielle kirchliche Ansatz Hürden aufgerichtet haben, die nicht überwunden wurden. Man wollte ein Netz von eigens dafür ausgebildeten Amateurfernsehmachern aufbauen, um mit ihnen eine regionale Berichterstattung bieten zu können, die dicht am Leben der Gemeinden und Gemeinschaften im Sendegebiet sein konnte. Die starre Rollentrennung zwischen Fernsehmachern hier und Fernsehkonsumenten dort sollte etwas aufgebrochen werden: soviel Professionalität wie nötig, aber auch soviel Mitwirkung der Gläubigen vor Ort wie möglich. Dies Konzept dürfte sich inzwischen als nur allzu ideal gedacht herausgestellt haben. Solch ein Projekt entlastet die hauptberuflichen Fernsehmacher weniger, als daß es sie zusätzlich fordert. Dazu braucht man